Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 17 (1894)

Artikel: Wie es mir und meinem Dörfgen ergieng bei Uebergang der Franzosen über den Rhein, am 1. May 1800 : ein Auszug aus einem Briefe vom 2ten May

Autor: Büel, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984802

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie es mir und meinem Dörfgen ergieng beim Uebergang der Franzosen über den Rhein, am 1. May 1800.

Ein Auszug aus einem Briefe vom 2ten May,
von Johannes Büel, dem damaligen Helfer in Hemishofen bei Stein a/R.

Ich habe mit Ungeduld und Sehnsucht der Ankunft eines Briefes von Ihnen entgegengesehen, ehe die schrekliche Explosion sich ereigne, welche sich wirklich gestern zugetragen hat. Wir sind zu großen und schweren Dingen von der Vorsehung bestimmt worden; doch ist immer eine unsichtbare Hand, die uns schüzet, und obwohl wir viel Gefahren ausstehen und Zeugen

Der Verfasser des nachfolgenden Briefauszuges ist den Lesern des Taschenbuches aus dem im Jahrgang 1892 erschienenen Aufsatze J. Bächtolds „Aus Hofrath Büels Stammbüchern" bekannt geworden. Die Schilderung seiner Erlebnisse beim Uebergang des Lecourbe'schen Corps über den Rhein ist zwar nicht bedeutend, mag aber doch als Stimmungsbild aus bewegter Zeit Interesse erwecken. Der Auszug aus dem an einen uns unbekannten Freund gerichteten Briefe ist von Büel selbst gemacht und befindet sich im Besitze des Herrn Winz-Büel zum Raben in Stein. Für das Sachliche sind zu vergleichen: R. Günther, der Uebergang des Corps Lecourbe über den Rhein bei Stein am 1. Mai 1800 (1893), und ebendesselben Geschichte des Feldzuges von 1800 (1893).

großen Elendes seyn müssen, so gehen wir doch nicht ganz zu Grunde.

Nach einem sehr langen beschwerlichen Winter hofften wir mit dem kommenden Frühling Erleichterung. Alles seufzte nach Befreyung von Truppen, die uns freylich nicht mißhandelten, nicht des unsrigen beraubten, und außer etwas Zugemüß alles baar bezahlten, aber dennoch in verschiedenen Rükſichten uns beschwerlich fielen. Auf Frieden war nicht zu denken; also wir hoften, was wir wünschten, die Kayserlichen möchten die Franzosen angreifen und uns wieder in Ruhe bringen. Es zog sich nach und nach ein Gewitter zusammen. Die Spionen kamen mit Nachrichten zurück, daß die Franzosen sich gegen St. Gallen hin stark vermehren. Nachher hieß es, sie ziehen sich wieder gegen Basel hinab, und das glaubte ich um so viel eher, weil auch die Bewegung der Kaiserl. Regimenter abwerts gieng. Das Regiment Erzherzog Karl wurde von Karl Schröder, dieses von Kerpen abgelöst.

Anfangs hatten die hier liegenden Offizire bestimmte Ordre, das Dorf aufs äußerste zu vertheidigen. Dieses hätte natürlicher Weise uns in große Gefahr gesezt, und ich hatte deswegen viel Kummer. Allein seit ungefähr 14 Tagen kam die Ordre, bei einem feindlichen Angriff ohne Widerstand sich zurükzuziehen; dieses war mir sehr lieb. Man wählte die Straßen; man bahnte für die Kanonen Wege durch die Wälder, um vor den feindlichen Batterien bedekt zu seyn — und noch letztern Dienstag (29. Apr.) beritt ich mit dem Offizier, der die hießige Kompagnie comandierte, die ihm angewiesenen Wege. Wir ritten auf den Wolkenstein[1]), und hier wars, wo ich einen sehr bedeutenden Wink von dem bekam, was geschehen werde. Gleich unten an dem Plaz, wo vor einem Jahre die Franzosen Batterien

---

[1]) Bergvorsprung und Ruine nördlich von Hemishofen.

aufwarfen, gegen das Dorf Rheinklingen hinab, standen ungefehr zwölf französische Offiziere, zwei von ihnen zeichneten, andere deuteten sehr bedeutend auf unsere Gegend hinüber, und mir war dabei nicht wohl zu Muthe. Die folgende Nacht war's auch sehr unruhig, doch ereignete sich nichts. Mein Herr Oberlieutenant Kaysersheim, so hieß der Offizier, der hier komandierte, that sehr bedenklich, und mir war's so viel als gewiß, daß es in unserer Gegend zu einer Explosion kommen werde. Weil wir aber einiges von unsern besten Sachen in Sicherheit gebracht hatten und weil wir den Uebergang nicht so nahe glaubten, so blieben wir zimlich ruhig. Der Offizier ließ einen Wagen auf die Straße vor's Haus stellen, um auf den ersten Lerm seine Bagage wegbringen zu können; auch ließ er auf verschiedenen Punkten Feuer anzünden, um die Franzosen glauben zu machen, es liege viel Volk hier. Wahrlich ein sehr abgenuztes Stratagem!

Wir aßen ruhig zu Nacht und ich ließ mir von Kaysersheim feyerlich versprechen, daß er mich wolle weken lassen, wenn es unruhig werden sollte. Noch um eilf uhr Abends lag ich unter meinem Fenster und hörte nicht das geringste Geräusch jenseits des Rheines. Ebenso wenig hörte meine Louise[1]) etwas, als sie nach einer sehr unruhigen Nacht Morgens um drei Uhr ans Fenster gieng.

Um vier Uhr fiengen die Franzosen, welche schon um Mitternacht Kanonen in die Batterien (welche ich Ihnen auf der Zeichnung von unserer Gegend anzeigte) geführt hatten, und bei vielen tausenden in einer Entfernung von etwa 2000 Schritten von uns standen, entsezlich an zu kanonieren. Ich sprang erschroken aus dem Bette und sagte: „nun ists da, was wir so lang erwarteten. Gott gebe, daß es nicht zu hart ausfalle.“ L. folgte

---

[1]) Büels Frau, Luise von Auleben, aus Gotha.

mir. Ich sprang halb angezogen gegen den Rhein hinab; die Bauern baten mich, mich keiner Gefahr auszusezen, weil Kanonenkugeln über sie weggeflogen seyen. Die Richtung des Feuers aber belehrte mich eines bessern; die Franzosen feuerten abwerts gegen die bedekte Brügge hin, welche Sie in der Zeichnung finden werden. Die Kartätschen machten großen Lerm. Nun gieng ich, nachdem ich sah, daß wir fürs erste keine Haubizen und folglich keinen Brand zu fürchten hatten, auf eine andere Seite des Dorfes. Einige wenige Kayserl. Soldaten liefen erschrocken hin und her. Die Gränizer Husaren tummelten, den blanken Säbel in der Faust, ihre Pferde auf der Straße herum. Ich kenne keinen fürchterlich schönern Anblick als einen solchen Husaren. Pferd und Mann, alles lebt und bewegt sich mit einer Anstrengung, Festigkeit und Geschmeidigkeit, die Schreken und Bewunderung einflößt. Ich stand wenige Augenblicke gegen das untere Ende des Dorfes, als schon die Franzosen einen gewaltigen Lerm auf den Feldern machten und plänkelten. Den Berg, auf welchem der Wolkenstein steht, erkleterten sie wie die Kazen, und überall hörte man nichts als piff, paff! Ein Paar Musketenkugeln, die mir über den Kopf wegpfiffen, erinnerten mich nach Hause zu gehen.

Bald darauf marschierten einige Kompagnien Grenadiers durchs Dorf in geschloßnen Gliedern. Kein Mann trat aus, und meine Bauern, unter welchen es noch einige Franzosenfreunde gab, grüßten sie mit frohem Gesichte. Ich selbst fieng an zu hoffen, es solle nicht übel gehen. Das Kanonieren und plänkeln dauerte unterdessen immer fort. Ich gieng wieder vors Dorf um die Bewegungen der Truppen zu beobachten. Es kam ein Soldat mit einem Fäßlein auf dem Rücken und fragte nach eau de vie. Theils hatten meine Bauern keinen Brandtwein, theils würden sie nicht gerne gegeben haben; ich nahm den citoyen mit mir und ließ ihm durch die Magd ein Glas Brandtwein

bringen. Darüber machte er ein langes Gesicht und gab mir zu verstehen, daß er gerne sein Fäßgen gefüllt haben möchte. Jezt bedeutete ich ihm, ich sey infiniment faché, nicht so viel Brandtwein zu haben, als erforderlich seyn möchte, die Leerheit seines Faßes anzufüllen. Um mich nun nicht meinem Schmerz zu überlassen, so sagte er mir, er wolle de bon cœur so viel Wein annehmen, als er vorher eau de vie verlangt habe, und da es mir an diesem Produkt nicht mangelte, so ließ ich sogleich zwei große Flaschen alten Wein bringen; aber das Faß war wie gewisse Leute, sie können nie genug bekommen. Es war nicht voll, und der Franzose wollte auf der einen Seite sein Faß voll haben, auf der andern aber mir keine weitern Opfer zumuthen. Daher sagte er, er wolle in die auberge gehen, um das mangelnde zu ersezen. Ich sagte, er soll es nicht thun, der Wirth sey ein pauvre diable — welches aber eine Nothlüge war. Liese mußte also noch einmal in den Keller, und wir trennten uns im Frieden.

Nun wurden ein Paar Wagen in Requisition gesezt, und zwei Docteurs spazierten neben meinem Hause vorbei. Um ja nichts ermangeln zu lassen, was dazu gehört, um seine Erkenntlichkeit einer Nation zu bezeugen, die sich, wie vor einem Jahre die gesezgebenden Räthe bei Anlaß der Ermordung unserer Schweizerbrüder decretierten, um das Vaterland verdient machten, so rufte ich die Herren hinauf und bewirthete sie mit Kaffee. Gern würde ich sie unserer Sicherheit wegen länger behalten haben, aber sie mußten den Verwundeten zu Hülfe kommen. Wir waren einige Minuten allein.

Auf einmal kam das Gerücht, die Franzosen brechen in die Häuser ein und plündern. Wir konnten das um so viel leichter glauben, da in demselben Augenblik zwei Soldaten durch die hintere Thüre ins Haus, die Treppen hinauf und ins Zimmer stürzten. Wie die Geier fuhren sie auf den Kaffee, der auf dem

Tisch stand und gossen ein, daß der Tisch überfloß. Sie gaben mir zu verstehen, ich soll zuerst trinken. Ich merkte sogleich den Grund dieser Zumuthung und sagte lachend: „Wie, glaubt ihr denn, ich wolle euch vergiften? Ihr seyd Franzosen und sehet nicht, daß ihr von mir nichts zu fürchten habt?" Sie waren betroffen und entschuldigten ihr Mißtrauen damit, man habe ihnen gesagt, die Leute auf dieser Rheinseite werden sie alle ermorden. Der Kaffee war getrunken, nun kam die Reihe an den Wein, der schon in großen Schüsseln parat stand. Unter andern vertraulichen Gesprächen, die ich mit den zwei zimlich zerlumpten Gästen führte, fragte mich der ältere, ob ich ihm nicht einen kleinen Thaler geben könnte. Ich langte geschwind in den Sack und sagte ihm, daß es mir das größte Vergnügen mache, ihm einen kleinen Beweis meiner Freundschaft zu geben. Er war über meine Politesse ganz charmiert, und der jüngere ersuchte mich ebenfalls um einen kleinen Thaler. Ich bedauerte sehr mit dieser Gattung Geld nicht mehr versehen zu seyn und bat ihn mit andrer Münze, die ebensoviel ausmachte, vorlieb zu nehmen. Er zählte, was ich ihm gab, und sagte ganz zufrieden: c'est assez! Ich merkte, mit wem ich zu thun hatte, und weil ich wußte, daß der Franzose viel auf Zutrauen und Ehre hält, und ich durchaus gefällige Leute brauchte, so bat ich sie in meinem Hause zu bleiben. Sie versprachen es, aber es sollte nicht seyn.

Der ältere Soldat sah durchs Fenster, fuhr betroffen zurück und sagte: Voila le major! und bat mich, mich zurück zu ziehen und die Thüre nicht aufzumachen. So gerne ich gefällig gewesen wäre, so wußte ich doch aus Erfahrung, daß die Sergent Majors meistens Leute seyen, die Ehrgefühl und Ansehen haben, und daß ich mich auf den Schutz eines solchen Mannes zuverläßiger verlassen könne als auf die zwei Soldaten. Ich erwiederte also: es würde sehr unhöflich seyn, den Major auf der Straße stehen zu lassen; öffnete das Fenster und bat ihn herauf

zu kommen. Er trat ins Zimmer und fragte mit einem finstern Blick die zwei Soldaten, was sie da zu thun hätten. Sie sagten, sie haben mich um ein Glas Wein gebeten, und versicherten auf die zweite Frage, ob sie mir nichts genommen haben: gewiß nichts. Ich bestätigte das und sagte dem Major, es seyen deux garçons d'une tres bonne conduite. Das freute sie um soviel mehr, da ihnen die kleinen Thaler eine sichtbare Verlegenheit verursachten. Sie giengen auf den Befehl des Majors weiter. Es kam noch ein anderer Major, und wir bewirtheten beide mit Kaffee.

Unterdessen aber war ein großer Jammer im Dorfe. In allen Häusern wurde geplündert. Wein, Brod, Butter, Hausrath, Kleider, Bettstüke, alles, was nur einigermaßen einen Werth hatte und verkäuflich zu seyn schien, das wurde durchs Dorf hinab getragen. Die Bauern, ihre Weiber und Kinder jammerten und suchten bei mir Hülfe, währenddem ich selbst dem Anfang der Plünderung in meinem Hause jeden Augenblick entgegen sah. Ein Trupp dieser Räuber kam nach dem andern auf's Haus losgestürzt und wollte eindringen. Der Sergent Major sah zum Fenster hinaus und wies sie ab. Das gelang über zwei Stunden; aber endlich war das Zureden des braven Mannes fruchtlos. Die Thüre zum Keller wurde von außen gesprengt und der wilde Haufe drang ein. Nun giengs über meinen Wein; alle Geschirre, die im Keller waren, wurden gefüllt und hinaus getragen; aller Vorrath von Fleisch, Rahm ꝛc. weggeschleppt. Durch die Treppe drangen sie aus dem Keller ins Haus hinauf in eine Kammer, da ein Schrank stand, in welchem wir unser Porcellan, Gläser ꝛc. sonst stehen hatten, das wir aber schon vor etlichen Wochen nach Stein in Sicherheit brachten. Dieser wurde ebenfalls gesprengt, einige zinnerne Teller, zwei schöne Flaschen ꝛc. herausgenommen. Noch hatten sie nicht genug Geschirr und sie kamen eine Treppe höher zu uns

hinauf und in die Küche. Da wurde wieder alles hölzerne Geschirr in Requisition gesezt. Der Major wußte, so wenig er dem Unwesen ganz steuern konnte, die Plünderer doch immer von unserm Wohnzimmer und den übrigen Zimmern abzuhalten. Louise und ich behielten immer eine völlige Gegenwart des Geistes, einen Muth und eine frohe, muntere Laune, wodurch wir selbst unsern Schuzengel Anest, so hieß der Major, der sehr traurig über das Spektakel wurde, aufrichteten. Ich sagte Anest einmal über das andere: „Laßt sie nur alles aus meinem Keller nehmen, das thut mir nicht wehe, das macht mich nicht unglücklich.“ Wirklich hatte ich meinen Weinvorrath ebenfalls vor etlichen Monaten wegbringen lassen und das, was im Keller blieb, betrachtete ich, seitdem ich den Uebergang der Franzosen erwartete, nicht mehr als mein Eigenthum. Darum sah ich ihn wirklich ruhig wegtragen, und meine Besorgnisse giengen bloß auf Zerstörung und gewaltthätige Mißhandlung.

Es mangelte unterdessen auch nicht an kleinen lustigen Scenen. So stieg unter anderm ein Soldat ganz gravitätisch die Treppe hinauf mit einem etwas großen Kaffeetopf von einer hier wenig bekannten Gattung Eisenblech, den ich vor vielen Jahren gekauft hatte und der immer ungebraucht unten in dem gesprengten Schrank stand. Anest fuhr wüthend auf ihn zu: Sacré malin, tu as volé cela dans cette maison! Der Soldat versicherte, er habe den Topf im nächsten Bauernhause genommen, um etwas Wein zu holen. Ich sagte, das glaube ich auch, daß der Topf von meinem Nachbar sey; aber hört, Freund, der Topf taugt nicht zum Wein; gebt ihn mir zu kaufen! — und so riß ich ihn rasch aus seiner Hand und gab ihm ein Sechs-Groschen Stück. Er wagte es nicht zu widersprechen. Ein Anderer kam zu Louisen und beklagte sich sehr darüber, er könne gar kein Geschirr bekommen, um etwas weniges Wein darein zu füllen, sie möchte doch die complaisance haben und ihm einen

steinernen Krug geben. Louise gab ihm einen, und flugs eilte er unserm eigenen Keller zu, um ihn zu füllen. Anest hinten drein und riß ihm mit Ungestüm den Krug aus der Hand und gab meiner Louise die heilsame Lehre, ihrer Dienstfertigkeit Grenzen zu sezen und keinen Krug mehr zur Transportierung ihres eigenen Weines zu geben.

Es folgte nun nach diesem Sturm eine Pause, und die zwei Majors sagten: Wir wollen nun die Keller und Hausthüre wieder beschließen. Ich gieng mit ihnen hinab und fand, daß kaum die Hälfte meines Weines weggetragen sey. Wir schlossen die Thüre. Aber nun erklärten mir die zwei Schuzengel, sie müssen wieder zu der Schiffbrügge hinab. Wir baten sie dringend bey uns zu bleiben, weil wir ohne sie verloren seyen. Sie schüzten die Unmöglichkeit vor, versprachen mir aber einen sichern Mann vor's Haus zu stellen. Das thaten sie und versprachen, in einer Stunde wieder bey uns zu seyn. Meine Sauve-garde marschierte nun mit gezogenem Säbel ganz prächtig vor der offenen Thüre hin und her und wieß jeden, der Lust bezeigte, einzutreten, mit dem Bericht ab, daß hier Offiziers-Quartier sey.

Unterdessen kamen denn doch eine Menge Unteroffiziere, Fouriere, Majors, Korporals ꝛc. hinauf und baten höflich um etwas zu essen. Wir gaben ihnen Suppe, Fleisch, Sauerkraut, Eier, guten Wein, und die Gäste verschlangen alles mit Heißhunger, weil sie seit drei Tagen keine warme Speise bekommen hatten. Sie schienen recht dankbar zu seyn und von den silbernen Löffeln und andern Dingen, die sie leicht hätten einstecken können, wurde uns nicht das geringste entwendet. Diese Leute, alles Sappeurs, waren noch da, als sich ein halbes Duzend Soldaten von Infanterie mit aufgepflanztem Bayonet als Sauve-garde für's Dorf meldeten. Auch diese Herren mußten wir aufnehmen und bewirthen; aber es war unter ihnen ein recht impertinenter Kerl, dem alles, was man ihm gab, nicht recht war. Hier ver-

ließ mich die Klugheit, und ich konnte mich nicht enthalten, dem zerlumpten Purschen, der Speisen verachtete, die ein General mit Apetit würde gegessen haben, einige Wahrheiten zu sagen. Damit aber machte ich nichts gut. Der Kerl hatte nicht nur gegen mich ein großes Maul, sondern er suchte noch seine Kameraden aufzuwiegeln, und ich würde wahrscheinlich noch schlimme Händel bekommen haben, wenn nicht auf einmal zwei Offiziere gekommen wären. Diese fuhren die Soldaten hart an, weil sie sich aber mit einer Art von schriftlicher Ordre, die sie wahrscheinlich selbst fabriziert hatten, legitimierten, so konnten die Offiziere nichts machen, sondern suchten sie mit guter Manier wegzubringen, nachdem sie ihnen ein schriftliches Testimonium ihrer guten Aufführung gegeben hatten. Der schändliche Sansculotte machte noch, ehe er uns verließ, den höflichen und nahm auf die höflichste Art Abschied von uns.

Von diesem Augenblick an, nachdem wir von Morgen um fünf Uhr bis Abends um 3 Uhr zehen Stunden lang der Gefahr der Plünderung ausgesezt waren, konnten wir ruhig athmen. Zwar kam ein Trupp Soldaten nach dem andern auf unser Haus losgestürzt und wollten die Thüre des Kellers sprengen, aber die Offiziere wiesen diese Anfälle mit tüchtigen Stokschlägen zurück.

So gut es aber uns gieng, so daß ich meinen Schaden nicht über 100 Gulden rechnen kann, so viel erlitten manche von meinen Dorfbewohnern. Die wilden Plünderer nahmen nicht nur Brod, Fleisch, Wein ꝛc. weg, sondern auch alle Gattungen von Kleidungsstücken, Weißzeug, Geld, kurz alles, was sich wegbringen ließ. Es war höchst traurig, der grausamen Geschäftigkeit dieser Räuber zuzusehen. Zwar suchten die Offiziere bald da bald dort die Soldaten zurük zu halten, aber sie haben zu wenig Authorität. Der Soldat sagt, er werde nicht bezahlt, und um etwas zu bekommen, müsse er rauben. Persönlich miß-

handelt, einige Hieb und Stöße ausgenommen, wurde niemand. Nur ein armes fremdes Dienstmädchen, schwachen Verstandes und überhaupt ein armes Geschöpf, fiel verfluchten Menschen in die Hände.

Sie können leicht denken, wie übel es izt bey uns aussieht und wie vieles mangelt. Doch muß ich's zur Ehre meiner Leute sagen, sie ertragen ihr Unglück mit zimlicher Standhaftigkeit, und der allgemeine Wunsch ist: wenn's nur izt genug wäre!

Bey mir quartierten sich sechs Offiziere ein, über welche ich nicht die geringste Klage habe. Sie waren lustig, aber artig und zufrieden mit allem. Louise und ich waren todmüde; doch gieng ich noch zur Schiffbrügge hinab, die kaum zwei Büchsenschüsse unter meinem Dorfe und weit näher Hemishofen als Rheinklingen geschlagen war. Zwei Offiziere begleiteten mich und begegneten mir sehr höflich. Es marschierte noch eine halbe Brigade über die Brügge. — Wir hatten uns Abend um 11 Uhr kaum zur Ruhe gelegt, so verlangte wieder ein Korporal mit 10 Mann hier zu speisen und sich einzuquartieren. Allein die Offiziere wiesen sie weiter. Ich würde gern eingeschlafen seyn, aber alle Augenblicke ließ mich meine Imagination die heßlichen Räuber sehen oder ihr wildes Geschrei hören. Doch fand ich endlich Ruhe.